



veronica

Mitteilungsblatt des Kreises der Freunde des wahren Antlitzes
Jesu Christi - Penuel e.V.

Ausgabe 1/2006

Impressum

veronica
Mitteilungsblatt des Kreises der Freunde
des wahren Antlitzes Jesu Christi-Penuel e.V.

© Redaktion:
Johannes Stöber, Wiener Weg 4,
50858 Köln, Telefon 0221/48 24 40

erscheint in unregelmäßigen Abständen, möglichst zwei Mal jährlich,
im Bernardus-Verlag, Langwaden

Typo, Satz:
zander art&design, neuss

Druck:
Zisterzienserkloster Langwaden, 41516 Grevenbroich

ISSN 1617-8548

Ist ER es?

Jesu Schweißstuch, Roms heiligste Reliquie, ist womöglich eine Fälschung. Deutsche Forscher wollen das Original in einem Abruzen-Dorf entdeckt haben.

Ein vatikanischer Krimi von Wolfgang Büscher:

Angenommen, es gäbe Wunder. Angenommen, Jesus habe ein Foto von sich hinterlassen. So eine Art Foto. Ein Lichtbild, per Laser oder wie auch immer einem feinen, nylonartig durchsichtigen, in seiner Beschaffenheit aber rätselhaften Stück Stoff aufgestrahlt – 2000 Jahre bevor Nylon und Laser, 1900 Jahre bevor die Fotografie erfunden wurden. So ungefähr muss man sich die Sache vorstellen, um die es hier geht.

In Rom gibt es Leute, die glauben das, und je weiter man sich von Rom entfernt, desto mehr werden es. In diesem Glauben steckt eine mächtige Sehnsucht, die die Christen zu allen Zeiten umgetrieben hat: das wahre Gesicht Gottes zu sehen – die Sehnsucht nach dem Bild, nicht bloß nach Worten.

Gäbe es dieses wahre Bild – es wäre eine religiöse Revolution. Alle theologische Spekulation käme an ein Ende, wir hielten den Gottesbeweis in Händen: ein Foto von Jesus.

Aber auch wer Wunder kategorisch ausschließt, darf weiterlesen, denn es ist zugleich ein vatikanischer Krimi. Wenn an der Sache etwas dran ist, dann führt der Vatikan die Rom-Pilger seit rund 400 Jahren, seit der Fertigstellung des Petersdoms, an der Nase herum: Dann zeigt man in Sankt Peter – nur von ganz fern und nur für Sekunden und nur einmal im Jahr – ein Bild, das gar nicht mehr jenes hoch berühmte Christusbild ist, das bis in die Zeit der Reformation hinein in Rom als wahres, authentisches galt.

Für dieses Bild wurde der ganze gewaltige Dom von Bramante und Michelangelo und Raffael und Bernini gebaut. Die ersten Baumeister legten seinen Grundstein am 18. April 1506 unter denjenigen der mächtigen Vierungspfeiler, der zum-Tresor dieser Ikone, dieses Schatzes der Päpste bestimmt war.

Aber das Bild, das sie heute einmal im Jahr von einer Empore herab zeigen, so geht das Gerücht, sei leer. Kein Foto von Jesus. Überhaupt kein Gesicht. Nicht die Spur davon. Von nahem sei darauf bloß ein grauer, unansehnlicher Fleck zu sehen.

Aber niemand außer den Domherren von Sankt Peter darf es von nahem sehen. Es gibt auch kein einziges brauchbares Foto davon, nur zwei Kopien von-Hand aus der Zeit von Papst Gregor XV. (1621 bis 1623). Auch sie sind schwer zugänglich. Eine wird in der römischen Hauptkirche der Jesuiten verwahrt.

Mit der kostbarsten Reliquie von Rom scheint es sich zu verhalten wie mit dem Grab in Jerusalem am Ostermorgen: Non est hic. Er ist nicht hier – nicht mehr hier. Und das Bild auch nicht.

Geraubt, sagen jene Leute in Rom, die fasziniert von diesem Bild und seinem Rätsel sind und seit Jahren hartnäckig Indizien sammeln, um ihren Verdacht zu beweisen: Der Vatikan zeigt eine Fälschung.

Allen voran sind es zwei Störenfriede. Pater Heinrich Pfeiffer SJ, Professor für Kunstgeschichte an der päpstlichen Gregoriana-Universität, der 1991 in seinem Buch: Das echte Christusbild eine detaillierte Untersuchung der Wege und S puren solcher »wahren Christusbilder« durch zwei Jahrtausende vorlegte. Und der Buchautor Paul Badde, der jetzt seine eigenen Recherchen im Vatikan niederschrieb: Das Muschelseidentuch. Auf der Suche nach dem wahren Antlitz Jesu. Geraubt also. Aber wann, warum, von wem? Das weiß niemand genau zu sagen. Eine Fehde mächtiger römischer Familien vielleicht. Man weiß nur, dass der Bau des Petersdoms heftig umstritten war. Seit dem Jahre 324 stand dort die schöne alte Basilika des römischen Kaisers Konstantin, der die Christen aus den Katakomben und Löwenarenen geholt und ihren Glauben etabliert hatte. Ihr kostbarster Besitz war jenes feine, etwa quadratische Schleiertuch mit dem Jesus-Gesicht darauf. Um das es hier geht. Die Päpste sahen es als ihre kostbarste Reliquie an: das authentische Bild Christi. Nicht von Menschenhand gemacht, wie die Übersetzung des griechischen Ausdrucks für solche heiligen Bilder lautet: *acheiropoietos*.

Und die Geschichte wird noch wilder. Pfeiffer und Badde sagen nicht nur: Geraubt. Gefälscht. Sie sagen auch: Wiedergefunden. Gerettet. An dieser Stelle fällt der Name eines abgelegenen Städtchens in den Abruzzen; Manoppello. Dort wird seit 500 Jahren ein Schleierbild verwahrt, in der kleinen Kirche der Kapuziner – oder erst seit 400? Die Leute von Manoppello nennen es einfach *il volto santo*. Professor Pfeiffer erkennt darin das heilige Tuch der Päpste. In Manoppello existiert ein notariell beglaubigtes Dokument von 1645, das angibt, das Schleierbild sei schon vor langer Zeit, nämlich 1506, in den Ort gekommen. Pfeiffer hält das für eine bewusst gelegte falsche Fährte, um das Bild nicht hergeben zu müssen, als der Papst hundert Jahre später bei Strafe der Exkommunikation dessen sämtliche Kopien nach Rom beorderte. Er glaubt, dass das Bild erst dann nach Manoppello kam – als nämlich die Päpste nervös geworden seien. Weil ihr berühmtes Bild aus Sankt Peter verschwunden sei. Das ganze 16. Jahrhundert über war es noch zweifelsfrei in Rom, es wurde immer wieder gezeigt, zuletzt 1601.

Die Abgelegenheit von Manoppello kommt der These vom Bilderklau zupass. Wer es geraubt hätte und verstecken wollte, konnte schon auf die Idee kommen, es hierher in diese unzugänglichen Berge zu bringen. Doch das alles ist reine Spekulation. Bewiesen ist nichts.

Manoppello selbst brauchte nie Beweise. An jedem dritten Sonntag im Mai holen die Patres das Bild aus seinem Schrein über dem Hauptaltar und tragen es durch den Ort. Zehntausende pilgern herbei, um *il volto santo* zu sehen – und die wundersamen Wandlungen des heiligen Antlitzes im flatterhaften Frühlingslicht. Ziehe eine Wolke auf oder der Pilgerzug durch eine schattige Gasse, verändere es seinen Ausdruck, sagt ein Mann im *Lu Gattone*. Nein, das Gesicht des Herrn sei nie dasselbe auf seinem Weg durch Manoppello. Es sei, sagt er, als gehe da ein Lebendiger vorbei.

Und der Wirt des Lokals, der wirklich einem *gattone*, einem satten, schnurren-

den Kater, gleicht, sieht es nicht ungern, wenn mitten in der trüben Vorweihnachtszeit, wenn hier oben der erste Schnee fällt, ein paar volto santo-Enthusiasten aus Rom den Weg quer durch die Halbinsel und durch die Berge hier herauffinden. Er bringt sein würziges Brot, seine selbst geernteten Oliven und seinen Wein, der einfach Wein heißt und weiter keinen Namen braucht.

So haben sie es auch mit dem Tuch gehalten in all den Jahrhunderten. Wahrer Glaube lebt bescheiden. Ein Engel habe den Schleier mit dem Bild Christi nach Manoppello gebracht. Oder aber ein mysteriöser Pilger, der dann spurlos verschwand, nachdem er das Bild einem Bürger gegeben habe, das habe sich auf einer steinernen Bank in der Hauptgasse der Stadt zugetragen.

Den Leuten von Manoppello war das Erklärung genug. Der Schleier war da. Il volto santo. Mehr brauchten sie nicht. Die Steinbank steht immer noch in der Hauptgasse, sehr abgewetzt und unscheinbar. Wer es nicht weiß, beachtet sie gar nicht.

Neuerdings parken oft ortsfremde Autos, meist aus Rom, vor der Bar Volto Santo gleich neben der Kirche, die Fremden bringen dann viele Stunden, manchmal Tage vor dem Schleierbild zu, in tiefer Kontemplation oder um es in jedem erdenklichen Licht zu fotografieren, es mikroskopisch zu analysieren, seine Webfäden auszuzählen. Auch der deutsche Kardinal Meisner war schon da und zeigte sich sehr berührt von dem Bild.

Die Leute von Manoppello hören nun, bei ihrem volto santo handele es sich keineswegs um irgendeine Reliquie in dieser von Reliquien gewiss am dichtesten besiedelten Gegend der Welt. Was sie in ihrer Kirche hüteten, sei nichts Geringeres als die aus dem Petersdom verschwundene Reliquie – die kleine, schöne Schwester des berühmten Turiner Grabtuchs, der Ur-Ikone der Christenheit. Das wahre Gesicht von Gottes Sohn.

Eine Enthusiastin ist ganz hergezogen, um dem Bild so nahe wie möglich zu sein. Blandina Paschalis Schlömer, eine deutsche Nonne vom Orden der schweigenden Trappistinnen, hat ihr Kloster Maria Frieden in der Eifel verlassen, die schwarz-weiße Ordenstracht abgelegt und lebt nun als Eremitin in einem Häuschen an der Straße, die aus dem Ort in die Berge führt, hoch auf der Klippe des schroffen Berghangs, auf dem Manoppello liegt, mit grandioser Sicht auf das nahe Adriatische Meer, den Seeweg von Ostrom nach Westrom. Den mutmaßlichen Weg des Bildes von Byzanz zum Vatikan, sagen seine Freunde.

Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihr Schweigekloster zu verlassen. Nun ist sie hier und hat es sich in den Kopf gesetzt, das Wunder von Manoppello zu beweisen. Sie ist eine fromme Frau, und es ist eine Frömmigkeit, die von Renitenz nicht immer zu unterscheiden ist. Sie hat es sich auch in den Kopf gesetzt, durch Computer-Überblendungen von Fotos des Turiner Grabtuches und des Bildes in Manoppello die Identität beider Antlitze zu beweisen: ein und dieselbe Person. Zwei Tücher aus einem Grab. Spricht denn nicht das Johannes-Evangelium von zwei Tüchern im leeren Grab: einem größeren Leinentuch, in das der Gekreuzigte gewickelt wurde, und einem kleinen, feinen, das man ihm aufs Gesicht legte?

Wenn sie den Kopf hebt und spricht – und sie spricht eigentlich immer nur über eines –, dann schauen einen aus dem Schneckenhaus ihrer Haube blitzende Augen an, und man versteht, dass in Schneckenhäusern große Leidenschaften wohnen können und dass es ironische Nonnen gibt. Aber alle Ironie verfliegt vor dem Bild, und ihr Häuschen ist voller Bilder. Sie zeigen immer das eine: Ihn.

An der Wand hängen nebeneinander drei Fotos des volto santo. Das Antlitz in Anthrazit. In Umbra. In Blau. Als sei es von Andy Warhol. Gerade hat sie ein kleines Paket fertig gepackt und es an den Papst adressiert. Die Nonne ist Ikonenmalerin, und in dem Päckchen ist die volto santo-Ikone, die sie für Benedikt XVI. gemalt hat. Dann holt sie einen Umschlag herbei und eine propellergröße orange Muschel.

»Sehen Sie, das ist Byssus.«

In der antiken Welt wurden aus den überaus feinen und elastischen Fäden, mit denen die sehr seltene, 70 bis 80 Zentimeter große Byssusmuschel sich am Meeresgrund festhält, kostbarste Gewebe für Fürsten und Könige gemacht. Erst vor einigen Jahren entdeckte die Wissenschaft diese Technik wieder. Heute gibt es auf der Welt wahrscheinlich nur noch eine Byssusweberin, auf einer Insel bei Sardinien. Diese Frau musste herkommen. Und sie kam.

Ihr Wissen und die Fertigkeit habe sie von der Mutter geerbt und so fort durch die Jahrhunderte, samt der archaischen Gesänge dabei. Bei ihrer Insel tauche sie bis zu acht Meter tief, um Muschelseide zu ernten. Sie trockne sie, kämme sie aus, bleiche sie mit Zitronensaft, befreie sie vom Salz – »Das geht aber nie ganz, darum hält keine Farbe auf den Fäden, sie springt immer ab« – und erhalte endlich ein kleines, federleichtes Knäuel.

Blandina hält es ans Licht. Fäden, viermal dünner als Menschenhaar, ganz weich und zart. »Sehen Sie, wie es aufleuchtet: Wie Gold. Wie das Bild auf dem Schleier.«

Vor dem Bild habe die Sardinierin keinen Zweifel daran gelassen, dass es sich beim Gewebe des volto santo um Muschelseide handeln müsse. Und nun kommt der Clou: Byssus nimmt keine Farbe an. Bestünde der Schleier wirklich daraus, wäre ex negativo bewiesen, dass das Bild darauf kein Gemälde sein kann: acheiropoietos, nicht von Menschenhand gemacht.

Allerdings müsste, um letzte Gewissheit zu haben, dem Gewebe eine kleine Probe entnommen werden, um sie chemisch zu testen. Die Kapuziner zögern, das zu tun. Und Schwester Blandina, die nichts lieber täte, als noch heute diesen letzten Schritt zu gehen, schreckt zugleich davor zurück. »Müssen wir wirklich mit unseren schmutzigen Fingern daran herumgrabschen?«

Und was brächte es letztlich? Alles Testen und Indizienaufürmen führt immer nur ein Stück näher an das Geheimnis heran, es umzingelt es. Aber im Kern wird es immer ein Geheimnis bleiben – wenn es denn eines ist.

Die Nonne, die mit solcher Leidenschaft mysteriöse Gewebe untersucht, hat selbst einen sympathischen Webfehler. Sie kann nicht pünktlich sein. Nie. Es ist nicht Unhöflichkeit, es ist ihre Natur, sie kann sich einfach nicht losreißen. Auch-

jetzt hat sie es eiliger als geplant. Sie zieht den beige Daunenmantel über ihr sandfarbenes Kleid und den kleinen, schokobraunen Camel-Lederrucksack über die Schulter, nimmt ihren Stock und geht los. Es dämmt schon, und es regnet, aber sie muss hin. Jeden Tag kann man sie vor dem Bild knien sehen, auf einem Stuhl, den ihr jemand die paar Stufen hochträgt.

Sie küsst es, betet und schaut. Dann stimmt sie einen alten Gesang an. Salve Regina, Mater misericordiae, salve. Sie ist allein mit dem Bild, und sie singt mit ihrer schönen, reinen Stimme, und der Regen fällt auf die Kirche und auf das Land, über dessen Bergpfad irgendwer irgendwann dieses Bild, das leicht ist wie Schneeflocken auf der Hand, heraufgetragen haben muss, sei es nun ein Engel oder ein Räuber.

Auch Rom kann still sein. Früh um sieben, wenn Sankt Peter öffnet und erst die Müllmänner und nach ihnen die Kardinäle in den kleinen Bars in der Nähe ihren ersten Capuccino nehmen, ist der Dom noch leer. Jetzt zeigt sich der weite Domkosmos in seiner ganzen marmorweißen Wucht.

Riesige Spiralsäulen wirbeln in die Höhe: ein Tanz aus Stein. Altargebirge ragen auf, nah und fern. Im Boden die dunkle, runde Steinplatte, auf der Karl der Große zum Kaiser erhoben wurde. Und draußen auf dem Platz der riesige altrömische Beute-Obelisk: wohl das letzte, was der Apostel Petrus sah, als er in Kaiser Neros Circus, der genau hier stand, zu Tode gequält wurde, kopfüber hängend. Sein Grab ist der Grund des Doms.

Und noch etwas – das gerade Gegenteil von Wucht und Stein und Pracht: das miraculöse Schleierbild, vor aller Augen verschlossen in jener Säule dort. Bald wird sich unter Berninis Kolonnaden, die den Petersplatz umfassen wie zwei gewaltige Arme, die tägliche Schlange der Pilger formieren. Sie kommen aus aller Welt, es scheinen immer mehr zu werden. Sonntags, wenn der neue Papst um Schlag zwölf an seinem Fenster erscheint und den Angelusegen spendet, stehen gut und gern 50 000 auf dem Platz. Oder auch 70 000.

Aber was suchen sie: den Dom unter der gewaltigen Kuppel, das Petrusgrab darunter oder den Papst, wie er ihnen winkt? Es gab eine Zeit, da hätte man über diese dumme Frage gelächelt: zur Zeit Raffaels, Michelangelos, Dürers. Die Antwort war ringsum zu sehen, sie heftete an den Pelerinen der vielen Pilger: ein kleines Bild. Eine Art Button mit dem Gesicht eines langhaarigen, langnasigen Mannes auf einem dünnen Schleier, mit kleiner Stirnlocke und offenen Augen und einem wie stauend, erwachend leicht geöffneten Mund.

Durch das christliche Abendland und weiter in den Orient zogen damals drei konstante Pilgerströme. Einer zum Jakobsgrab in Santiago de Compostela, einer nach Jerusalem – und einer nach Rom. Genau hierher, wo heute der Petersdom steht und wo vor ihm die alte konstantinische Basilika stand. Das Bild auf dem Schleier war die fromme Attraktion von Rom.

Und wie die Santiago-Pilger die Jakobsmuschel zum Zeichen ihrer frommen Wanderung trugen und die Jerusalem-Pilger eine Palme, so steckten sich eben die Rom-Pilger eine kleine Sancta Veronica Ierosolymitana an die Pelerine, denn unter diesem Namen war das römische Schleierbild berühmt: die Heilige Veronika aus Jerusalem.

Der Name geht auf eine Legende zurück, die in den ersten Jahrhunderten nach der Kreuzigung aufkam. Als der gefolterte Jesus sein Kreuz auf den Berg Golgatha habe schleppen müssen, heißt es, habe ihm eine Frau aus der Menge ein Tuch gereicht, damit er sich Blut und Schweiß vom Gesicht wischen konnte. Und als der Herr dieser barmherzigen Veronika das Tuch wiedergab, sei darauf sein Gesicht gewesen. Keiner der Apostelberichte erwähnt dergleichen auch nur. Trotzdem wurde diese Geschichte rasch so populär, dass die Veronika-Szene als sechste Station in den Kanon des Kreuzwegs aufgenommen wurde. Diese Erzählung kann man auch andersherum lesen: Sie ist sekundär, nachträglich. Nicht sie war als Erstes da, sondern das Bild. Es war in der Welt und brauchte einen Namen, eine Bildlegende.

Die Veronika war eine, wenn nicht die zentrale Ikone des alten Europa. Es gab besondere Riten, mit denen die Päpste das Bild verehrten. Im 12. Jahrhundert zogen sie am Ostermorgen mit den Kardinälen und ihrem Hof zu ihrer Privatkapelle, öffneten den Schrein mit dem Bild und riefen dreimal: »Der Herr ist wahrhaft vom Grabe auferstanden, alleluja.« Indem sie das Bild auf dem Schleier aufsuchten, besuchten sie das Grab in Jerusalem. Wieder das Grab. Wenn das eine Tuch in Turin landete, dann führte die Odyssee des anderen durch die antike Welt eben nach Rom.

So schwer nachvollziehbar der Weg des Schleiers durch die frühen Jahrhunderte ist, so schüttert die Berichte darüber – er war in der Welt. Bezeugt ist, dass Papst Johannes VII. im Jahre 705 in der konstantinischen Basilika eigens eine Veronika-Kapelle für das Schleierbild errichten ließ.

Auch die Kunstgeschichte bezeugt es reichlich, ebenso die Literatur. Petrarca und Dante schreiben von der Veronika, auf vielen Gemälden taucht sie auf. Beim Meister von Flémalle in Flandern um 1400 herum. Bei Giovanni Bellini um 1460 trägt der Schleier zudem die Spuren jener vierfachen Faltung, die eine antike Überlieferung erwähnt.

Und als Albrecht Dürer 1510 sein berühmtes Selbstporträt als provokatives Ecce-Homo malt: der selbstbewusste deutsche Renaissancemaler in der Manier des Christus, da hat er ein Vorbild. Die lange Nase ist da, die kleine Stirnlocke im langen Haar, der Bartflaum um Mund und Kinn – die kanonischen Insignien der Reliquie in Rom. Dürer malt sich als Veronika.

Auch Hieronymus Bosch hat sie gemalt, und seine Darstellung ist besonders interessant. Christus quält sich mit geschlossenen Augen durch eine Menge rasender, feixender Teufel, aber auf dem Schleier, den die mitleidige Veronika fortträgt, sind seine Augen offen. Sie sind das wichtigste Merkmal dieses Bildes vom erwachenden Christus, im Unterschied zu dem Schattenmann auf dem Turiner Grabtuch mit den im Tode geschlossenen Augen. Jahrhundertelang inspiriert das Gesicht mit den offenen Augen Europa. Dann verschwindet es allmählich aus dem Bewusstsein. Es verschwindet in der Säule, die gebaut wurde, um es zu zeigen.

Vor dieser Säule steht der einzige Laie, der das Bild in jüngster Zeit sehen darf-

te. Er legt – der Dom ist noch immer fast menschenleer – seinen Kopf in den Nacken und deutet auf zwei steinerne Engel hoch oben über ihrer Empore. Sie müssen einen herrlichen Blick bieten. Das tägliche Gewimmel der Pilger muss von da oben ganz klein erscheinen. Und die ewige, heilige Kirche sehr groß. Paul Badde deutet auf das steinerne Tuch, das die Engel in ihren Händen halten, darauf ist das Gesicht eines langnasigen, langhaarigen Mannes zu erkennen.

»Achten Sie auf die Augen«, sagt er. Sie sind offen. Es ist der ältere Schleier. Der etwas jüngere des Bernini-Schülers Francesco Mocchi von 1646 tritt dem Besucher am Fuße der Säule entgegen. Hier hält eine Frau das gleiche Tuch – aber das Antlitz Christi darauf ist nicht das gleiche.

»Die Augen!«

Sie sind geschlossen. Die beiden steinernen Tücher erzählen eine stumme Geschichte vom Verschwinden. Badde erzählt von seinem Besuch in der Säule. Er habe nicht mehr damit gerechnet gehabt, zu viele Anträge, zu viele Vertröstungen. Dann auf einmal die Zusage.

Unter der Figur der Veronika führt eine Marmortreppe in den Sockel der Säule, drinnen windet sich eine lange Wendeltreppe hinauf bis zur Empore. Ein reich bemalter Gang führt zu ihr. Es ist der Tag, an dem die Veronika den unten im Dom wartenden Pilgern gezeigt wird. Für den Kleriker, der das tut, liegt eine besondere Stola dafür bereit und besondere Handschuhe. Er streift sie über, zieht einen Vorhang beiseite und öffnet die Tür dahinter. Hinter ihr liegt noch eine – eine Stahltür mit fünf Schlössern. Er schließt einen nach dem anderen auf. Hinter dem Stahl erscheint ein üppig bestickter Brokatvorhang, darauf in Augenhöhe eine Veronika-Kopie – »langnasig, langhaarig, offene Augen, der Mund leicht geöffnet, das kleine Haarbüschel in der Stirn«.

Badde ist entzückt. Alle fünf Bildkriterien sind erfüllt. »Es war wie ein farbiges Pasfoto des Bildes in Manoppello!« Dann sieht er endlich das Bild, das hinter Stahl und Brokat vor den Augen der Welt verwahrt wird. Sein Begleiter nimmt es heraus, trägt es ein paar Schritte den Gang entlang und stellt es in eine allein der Vorbereitung seiner jährlichen Präsentation dienende, ebenfalls reich mit Brokat ausgeschlagene Wandnische.

Was er nun zu sehen bekommt, beschreibt Badde genau so, wie das römische Gerücht es kolportiert. »Ein grauer, brüchiger Stoff, auf dem nichts, wirklich gar nichts zu sehen oder auch nur vage zu erkennen ist.« Er bemerkt ein feines Gitter davor. »Als könne das ganze Nichtbild jederzeit zerfallen, als sei es so mürbe.«

Dann geht der Kleriker damit auf die Empore. Unten ist der große Bernini-Altar zu sehen, voll bepackt mit Reliquien aus ganz Rom, die an diesem Tag hier jedermann sehen und aus der Nähe betrachten kann. Eine große Prozession bewegt sich durch den Dom, zu einem alten Gesang. Vexilla regis. Siegesbanner des Königs. Wer viel Fantasie hat, mag darin eine unerinnerte Erinnerung an jenen Brauch der Herrscher von Byzanz erkennen, die bei ihren Heerzügen das Schleierbild vorantragen ließen.

Nun ertönt aus der Veronika-Säule das besondere Geläut für die Veronika, das

jedes Mal zu hören ist, wenn sie gezeigt wird, Der Kleriker hält sie über die Brüstung. Kurz nach links, nach rechts, zur Mitte. Alles in allem fünf, höchstens zehn Sekunden lang. Dann ist alles vorbei, und keiner im Dom kann sagen, er habe heute Jesus gesehen. Die Masse unten nicht und die auf der Empore auch nicht. Non est hic.

Unter den Domherren von Sankt Peter und vatikanischen Kunstexperten löst der Wirbel um Diebstahl und Fälschung ihres Bildes nicht eben Freude aus. Man hält sich mit öffentlicher Kritik zurück, hält aber die ganze Sache für mehr als fragwürdig.

Der Leiter der Vatikanischen Museen, Professor Arnold Nesselrath, weist darauf hin, die Feinheit und Transparenz des Tuches von Manoppello sei kein exklusives Kriterium. »Das gab es in jener Zeit durchaus. Das berühmte Tüchlein etwa, das Dürer an Raffael sandte, war von beiden Seiten bemalt. Die Feinheit der Ausführung ist dann eben eine Frage der Meisterschaft. Irgendwelche folkloristischen Traditionen sind jedenfalls nicht genug. Man muss das sehr genau wissenschaftlich untersuchen.« Dieses Tuch sei aber nun einmal momentan nicht sein Forschungsfeld.

Auch Professor Walter Brandmüller, der Präsident der Historischen Kommission des Vatikans, verweist auf das Dürer-Tuch mit einem Selbstporträt des Malers und auf einen neuen Aufsatz der Kunsthistoriker Roberto Falcinelli und Piero Vercelli. Die beiden werfen die Frage auf, ob nicht am Ende das Manoppello-Tuch das Dürer-Tuch sei. Das hieße aber nichts anders, als dass die Leute in Manoppello seit 400 Jahren Dürer statt Christus verehrten. Eine neue wilde These in diesem an wilden Thesen nicht armen Verfahren.

Wir rufen nun den Zeugen Dr. Martin Luther auf. Er hatte gespottet, die Päpste in Rom zeigten dem Volk eine »Veroniken« und gäben vor, »es sei unseres Herrn Angesicht in eine Schweißtüchlein gedruckt. Und ist nichts denn ein schwarz Bretlin, viereckt. Da henget ein klarer lin für, darüber ein anderes klarer lin, welches sie auffziehen, wenn sie die Veronica weisen,. Da kann der arme Hans von Jene nicht mehr sehen denn ein klarer lin für einem schwarzen bretlin.«

Ein kleines Leinen also, auf dem rein gar nichts zu sehen ist. Und ein quadratischer Holzrahmen. Den gibt es immer noch. Der alte Rahmen der Veronika wird im Museum von Sankt Peter gezeigt. Er war die Spende dreier Venezianer im 15. Jahrhundert, und er gleicht dem Rahmen, wie ihn alte Holzschnitte von der Veronika darstellen.

Und wirklich, er sieht aus, als sei mit ihm übel umgesprungen worden. Er sieht ein wenig nach Einbruch aus, nach gewaltsamem Zugriff. Die vordere Kristallscheibe dreimal diagonal gesplittert, die rückwärtige herausgebrochen – war das Luthers schwarzes Brett?

Zieht man auch nur einen Moment lang in Erwägung, dass dieser Rahmen einmal das Bild von Manoppello enthalten haben könnte und es aus ihm geraubt wurde, dann dürfte die fehlende, offenbar herausgebrochene rückwärtige

ge Bildfront nicht aus einem schwarzen Brett bestanden haben. Es würde ja dem Schleierbild seine staunenswerte Transparenz genommen haben. Hinter dem Bild müsste eine zweite Kristallscheibe gesessen haben.

Was so gewesen sein könnte. Tief genug ist der Rahmen, seine vier Schmalseiten bieten Platz für je acht Heiligenminiaturen in runden Vertiefungen. Also – entweder irrt Luther in Bezug auf das Brett, und es war eine zweite Schiene da. Oder er irrt nicht. Dann hätten aber die Päpste ihre Veronika schlecht gekannt und behandelt, dass sie sie auf Holz spannten, statt sie in einem Rahmen aus doppeltem Glas leuchten zu lassen wie in Manoppello. Ein Irrgarten der Spekulation.

Halten wir uns an die Maße. Die reine Sichtfläche im Rahmenquadrat ist etwa 25 mal 25 Zentimeter groß. Und das ManoppelloTuchmisst 24 Zentimeter in der Höhe und 17 in der Breite, wobei links und rechts möglicherweise etwas abgeschnitten wurde. Es würde recht gut in diesen Rahmen passen. Was für sich genommen wiederum nichts beweist.

Beweisbar wäre allerdings etwas anderes. Wenn die von der Empore in Sankt Peter so hastig gezeigte Ikone größer wäre als dieser originale alte Rahmen, wäre das ein starkes Indiz dafür, dass sie nicht die ursprüngliche Veronika sein kann.

Badde, als er sie sehen durfte, hatte ein Maßband dabei. Ihre Maße weiß er auswendig; das gesamte Sichtfeld 32 mal 20 Zentimeter., die Aussparung für das Gesicht, das man nicht sieht im Grau-in-Grau, etwas weniger: 28,1 mal 13,1 Zentimeter. Mit einem Wort. Die angebliche Veronika im Petersdom kann nicht die originale sein. Nicht die, die bis ins 17. Jahrhundert hinein im alten, originalen Rahmen gezeigt wurde. Quod erat demonstrandum.

Ein letzter Gang durch Rom. Da waren doch noch die beiden alten Kopien. Vielleicht steht dieser Tag unter einem glücklichen Stern. Vielleicht sagen die Jesuiten, die eine davon in ihrer Hauptkirche Il Gesù verwahren, in der ihr Ordensgründer Ignatius von Loyola in seinem prächtigen Grab ruht, nachdem er sein Leben in seiner kargen Zen-Zelle nebenan zugebracht hatte – vielleicht sagen sie einfach: Aber ja, kommen Sie doch herein, und zeigen dem Gast die Kopie. Genau so kommt es, erstaunlich genug. Ein freundlicher Jesuit bittet, ihm in die Sakristei zu folgen, er geht zu einem kleinen Bücherschrank und nimmt einen weißen Umschlag heraus, darauf steht: »1. Originale, 2. Negativi, 3. Riproduzioni«. Dann zieht Pater Daniele das Original hervor.

Auf der Rückseite steht in der verschnörkelten Schrift des 17. Jahrhunderts: »Vesta copia del Volto Santo fù con lic. Die Greg. XV., causata dall'orig. Che sta nella Chiesa die S. Pietro...«. Diese Kopie des volto santo wurde mit der Erlaubnis des Papstes Gregor XV. nach dem Original gefertigt, das sich in Sankt Peter befindet. Weiter steht da, dass zwei Kopien hergestellt wurden, eine für die sizilianische Duchessa di Fiano Cognata, eine für die Duchessa Sforza – die erhielt dann diese elitäre Kirche. Diese haben wir nun in Händen.

Wir drehen die rechteckige, etwas längliche Rarität um. Und sehen auf der Vorderseite die mit erstaunlich grobem Strich gefertigte graue Umrisszeich-

nung eines Gesichts mit angedeuteten Blutrinnalen – und geschlossenen Augen. Nach unten hin endet sie in jenem für metallbedeckte Ikonen typischen Dreizack aus Bartspitze und Haarspitzen links und rechts, wie ihn andere vatikanische Christus-Bilder aufweisen.

Erstens sieht aber so die ältere römische Veronika auf all den früheren Darstellungen von Malern und Holzschneidern nicht aus, und es sind nicht nur die geschlossenen Augen, es ist der ganze Ausdruck. Zweitens misst diese Kopie 31 mal 20 Zentimeter, ihre originale Vorlage kann also nicht in den originalen alten Rahmen gepasst haben. Drittens verwundert die grobe Arbeit. Das konnten die Kopisten jener Zeit doch viel besser. Dieser Kopie haftet etwas Dilettantisches an, das zu neuen Spekulationen einlädt: die wahre Veronika verschwunden, Ersatz muss her, Kopien werden plötzlich vom Papst verweigert oder gar strengstens kontingiert. Das alles riecht nach hastiger, heimlicher Arbeit.

Hans Belting, führender deutscher Kunsthistoriker, beschäftigt sich in seinem neuen Buch *Das echte Bild mit dem seltsamen Gestaltwandel*, den die römische Veronika im 16. Jahrhundert durchmachte. Im Mai 1527 fand der sacco di Roma durch ein kaiserliches Heer statt. Deutsche Landsknechte, aufgestachelt von Martin Luthers Predigten wider die Bilder, machten sich daraus den Jux eines regelrechten Bildersturms. Ob sie, wie ein zeitgenössischer Bericht behauptet, auch das heiligste Bild von allen aus seinem Tresor geraubt und durch die Tavernen geschleppt haben, ist allerdings fraglich. Andere Berichte dementieren das.

Tatsache bleibt aber der auffällige Gestaltwandel »der Hauptattraktion des römischen Pilgerwesens«, der Veronika. »Es wurde nach dem Unheiljahr 1527 um sie merkwürdig still. Als sie wieder in Repliken zirkulierte, hatte sie ihr Aussehen gewechselt.« Belting führt eine andere, etwas frühere Kopie von 1617 an, die nach Wien kam, in den Besitz Kaiser Karls V: »Wie alle Pilgerandenken der folgenden Jahrhunderte zeigt sie, eingerahmt von einer Metallfassung, das Gesicht mit geschlossenen Augen – und also in einem Zustand, den es nie vorher besaß.«

Belting knüpft einen in die Moderne mit ihrer Bilderskepsis weisenden Gedanken daran: »Das Tuch will kein Bild mehr zeigen.« Kein blickendes Gesicht, sondern mit seinen neu eingefügten Echtheitspuren und seinen geschlossenen Augen einen Beweis liefern für die Legende von der barmherzigen Veronika. Was auch immer in diesen rätselhaften Jahren in Rom geschah – das Ergebnis ist klar: Ein Gottesbild wird entschärft.

Bilder, Bilder. Wer durch Rom läuft und Augen hat zu sehen, der sieht die offenen Augen überall. In der Kirche San Silvestro in Capite, die den Kopf des enthaupteten Täufers Johannes als Reliquie für sich reklamiert, allein fünf Mal, Jesus auf dem Schleier mit offenen Augen über dem Tor in Stein, über der inneren Tür in Farbe, über dem Altar in Farbe, über der Seitentür in Glas und noch einmal groß in der Sakristei. Dieser Gang durch Rom beweist, wie abhängig das, was wir sehen, von dem ist, was wir sehen wollen.

Eine Verabredung gibt es noch – eine im Vatikan, in einem der Paläste. Die Schweizergarde salutiert, die Haushälterin öffnet die Tür und bittet, im kleinen Empfangssalon zu warten. Es erscheint ein elegant gekleideter Herr im Schwarz des Klerikers und im perfekt sitzenden weißen Manschettenhemd, mit leiser, angenehm melodischer Stimme und ausgesucht guten Manieren. Er lässt Tee und Gebäck bringen, und ein Gespräch über echte Bilder und Tücher entspinnt sich.

»Manoppello«, sagt er. Da gehe ja wohl der Enthusiasmus mit einigen durch.

»Fromme Leute, feine Leute. Aber bitte – wo sind die Beweise?« Das sei doch mit dem Turiner Grabtuch etwas ganz anderes, das habe man mit modernsten Methoden untersucht, dessen Authentizität könne man als Wissenschaftler nicht mehr anständig bestreiten.

Ein Lächeln fliegt über seine Züge. »Sie sehen, wir haben doch schon ein Wunder. Und doch«, er zögert eine Sekunde, »und doch bleibt es ein Rätsel. Körper bildeten sich schließlich nicht auf Tüchern ab.« Es ist faszinierend, diesem zarten, höflichen Herrn zuzusehen, wie er über Abgründen von Wundern balanciert, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.

»Es muss eine Abstrahlung sein«, sinniert er. »Wenn wir uns die Auferstehung vorzustellen versuchen, dann entmaterialisiert sich Materie. Dabei muss es einen physikalischen Effekt geben.« Er nimmt die Teetasse, nippt, setzt sie ab und sagt: »Was würden wir wohl sehen, hätte es im Grab in Jerusalem eine kleine Videokamera gegeben?«

»Möchten Sie Fotos sehen?«

Er betrachtet ein paar Aufnahmen aus Manoppello bei verschiedenem Licht.

»Ja, ja, das sieht natürlich sehr mystisch aus.«

»Diese ganze verrückte, verworrene Geschichte, Monsignore, ist sie nicht ein Echo der Sehnsucht, der Paulus in seinem schönsten Satz Ausdruck gab:

»Jetzt sehen wir durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht.«

Man möchte einwenden, es gebe durchaus mehrere Indizien, aber die Höflichkeit gebietet es, nach einem letzten Schluck Tee ihm dafür zu danken, daß er ein wenig Zeit für das interessante Gespräch fand, und sich zu verabschieden. Die Schweizergarde am vatikanischen Tor grüßt schon eine Spur lässiger.

Sie steckt dem Christentum in den Knochen, die Bildersuche. Hierin unterscheidet es sich radikal von den anderen Religionen: dass der Christengott Mensch und bis zum bitteren Ende, dass er das Leben und den Tod schmeckt wie wir, Gibt es, jubelt der Gläubige, einen größeren Liebesbeweis? Der Christengott missachtet die monotheistische Etikette. Es darf ein Bild von ihm geben.

Es verharrt nicht in einer Äonenferne, er spricht nicht bloß durch sein Gesetz und durch seine Propheten. Er geht durch Paulus dunklen Spiegel hindurch und wird Mensch. Und Menschen sind abbildbar. Gott hat ein Gesicht, Nase, Mund, eine Haarfarbe. Man kann ihm in die Augen sehen – ein ungeheuerlicher Gedanke, nicht nur für Juden und später für Muslime. Auch für die Christen war er

heikel von Anfang an. Ihre junge Religion musste es vermeiden, vor den Judenchristen wie ein Rückfall in heidnischen Bilderkult dazustehen und zugleich vor den Griechenchristen wie eine bloße, neue jüdische Sekte.

Du sollst dir kein Bild machen! Wie verträgt sich das dritte Gebot mit der christlichen Bilderflut? Immer wieder schlecht, die innerchristlichen Bilderstürmer beweisen es, von Byzanz bis Luther und Calvin.

Es seien doch alles Deutsche, die den Wirbel um Manoppello machten, sagt ein anderer vatikanischer Herr, auch er ein Deutscher. Die große katholische Welt interessiere sich nicht für ein kleines Tuch in einem entlegenen Ort in den Abruzzen. In der Tat: ein deutscher Professor und Jesuit, ein deutscher Buchautor, eine deutsche Nonne. und ein deutscher Kardinal hat auch schon den Weg in die Abruzzen gefunden. Selbst der deutsche Papst, der so oft vom Antlitz Gottes spricht, das man sehen könne, brauchte sich nur ins Auto zu setzen, und wäre in zwei Stunden dort – eine Vorstellung, die in Rom mancher fürchtet und mancher ersehnt. Der Kleriker hat Recht: nur Deutsche. Aber darf man sich über das Phänomen kein bisschen mehr wundern?

Ausgerechnet aus dem Land, das den folgenreichsten Bildersturm der neueren Geschichte entfachte, die Reformation, kommen nun die Bildersucher. Luther, der nur das Wort stehen lassen wollte, spottete über ein »klaret lin«: Sucht nicht im Bild, das Bild ist leer, wollte er sagen. Das war ein kraftvoller Spott am Vorabend der Moderne, deren Medium das Wort war. Traut der Schrift, nicht geminselten Bildern, sie sind nur flatterhaft bunte Chimären, menschengemacht.

Und nun mühen sich in Rom eine Hand voll neuer Nazarener, diesen lutherdeutschen Sieg im alten europäischen Kulturkampf Wort versus Bild noch einmal zu erringen, nur andersherum: Traut nicht Reden, Ideologien, Worten – nicht dem wording der Lobbyisten und Kriegsherren. Traut euren Augen. Ist das nicht seltsam?

Was also sehen wir in Manoppello, wenn wir auf den Altar zugehen, daran vorbei, die kleine Treppe hoch und die weiße Lade öffnen? Ein Tuch,, nein, einen Schleier im vergoldeten Rahmen, transparent, gazeart, drei Handbreit hoch, nicht ganz so breit, nicht größer als eine große Serviette. Darauf ein Gesicht, hier und da fleckig und wund. Ein Mann, langhaarig, langnasig, die Ohren vom strähnigen Haar verdeckt, Bartflaum wächst ihm am Kinn und auf der Oberlippe – und eine kleine Stirnlocke.

Aber alle diese Details wirkten belanglos und tot ohne die Augen, den Ausdruck. Dieser Blick ist nicht auf irgendein Publikum gerichtet, auf irgendeinen Effekt. Er will nicht predigen. Es ist der vollkommen absichtslose, erstaunte Ausdruck von einem, der nach schwerer Krankheit und todesähnlichem Schlaf zum ersten Mal wieder die Augen aufschlägt, der Mund steht ihm, stauend, leicht offen. Das Bild ist wie ein Schnapsschuss in diesem sehr intimen Moment. Es ist der Blick eines Erwachenden – buddhistisch gesprochen. Christlich gesagt: die Augen des eben Auferstandenen.

Per Schalterdruck kann man Lämpchen ein- und ausschalten und so das Licht

im Schrein manipulieren. Man setzt dadurch das Bild gleichsam in Bewegung und erhält eine kleine Dia-Serie. Von vorn beleuchtet, wirkt das Gesicht rembrandt-dunkel und das Staunen noch stärker, fast erschauernd. Der Blick scheint auf einen Punkt gerichtet, der nicht der Betrachter ist. Die Faltungen desartigen Tuches sind gut sichtbar.

Von hinten beleuchtet, ist die leichte Rötung an der Stirn, um die Augen und am Kinn deutlich zu sehen, wie Sonnenbrand. Oder frisch verheilte, wundej21

Haut.

Auch die Lippen sind jetzt hellrot, der Mann hat nun mehr Farbe im Gesicht. In diesem Licht wirkt das Bild am fotografischsten.

Nur von hinten beleuchtet, liegt der Anflug eines Lächelns auf den Zügen, sie erscheinen gelöster.

Wem der erste Blick dieses Erwachenden gilt, womöglich sein allererstes, geflüstertes Wort, das sehen und hören wir nicht. Es ist ja nur ein Bild, es kann nicht sprechen.

Aber man kann es drehen und wenden, wie man will – es bleibt da. Von vorn oder von hinten betrachtet, das Gesicht ist da, es erscheint auf beiden Seiten des hellen Spiegels aus Byssus oder was auch immer.

Plötzlich geht am anderen Ende des Gotteshauses die Kirchentür auf. Bauarbeiter sind zugange. In dem Moment, als das Gegenlicht einfällt, ist das Bild auf dem Schleier verschwunden. Spurlos. Wo eben ein Gesicht war, ist nur noch Weiß. Zartes, weißes Gewebe. Das Verschwinden und Auftauchen in Zeit und Raum scheint seine Spezialität zu sein.

Mit freundlicher Nachdruckerlaubnis des Verlages DIE ZEIT vom 9. Februar 2006

Der Papst besucht das »Heilige Gesicht von Manoppello«

Rom – Benedikt XVI. besucht im Mai als erster Papst die Pilgerkirche des »Heiligen Gesichts« von Manoppello. Der Vatikan bestätigte, daß der Papst in dem kleinen Abruzen-Ort jenes Tuch aufsuchen werde, das nach Expertenmeinung einen Abdruck des Antlitzes Christi zeigt. Die WELT hatte 2004 das »Heilige Gesicht« von Manoppello erstmals der Weltöffentlichkeit vorgestellt.

pb

aus: DIE WELT vom 18. Februar 2006

Der Papst wird im Mai eine von der WELT enthüllte Reliquie in den Abruzzen besichtigen. Sie könnte ein Grabtuch Jesu sein.

Am Anfang war das Bild

Von Paul Badde

Die »Reinigung der Erinnerung« hat Johannes Paul II. wiederholt der katholischen Kirche abverlangt. Auf diesem Weg setzt nun auch Benedikt XVI. einen spektakulären neuen Schritt. Im Mai wird er das »Heilige Antlitz« von Manoppello aufsuchen, ein Tuch, das die WELT 2004 erstmals einer größeren Weltöffentlichkeit vorstellte. »Sollten wir nicht darin das wahre Verhängnis der Welt sehen und um so lauter und eindringlicher zu Gott rufen, daß er sein Antlitz zeige?« fragte er als Kardinal schon vor Jahren. Vor Wochen erklärte er, daß Dantes »Göttliche Komödie« ihn zu seiner ersten Enzyklika (über die Liebe) inspiriert habe, wo uns im innersten Licht des Paradieses schließlich nicht etwa ein noch gleißenderes Leuchten, sondern das zarte Gesicht eines Menschen begegnet: das Antlitz Jesu Christi. Daß Gott »ein menschliches Gesicht« besitzt, sei der alles bewegende Höhepunkt dieses »kosmischen Ausflugs«.

Dantes Verse aus dem Jahr 1320 erinnern mit den Reiseplänen des Papstes jedoch auch daran, daß unser »Krieg der Karikaturen« in Wirklichkeit nur eine Karikatur früherer Bilderstürme ist. Der wahre Streit um das wahre Bild Gottes hat Rasereien hinter sich, denen schon Tausende zum Opfer gefallen sind – jedoch aus der Hand von Christen, nicht von Moslems. Unzählige Ikonen wurden dabei verbrannt und zerhackt, ihre Verehrer verbannt, gefoltert, ermordet. Kaiser Leo III, der Isaurier, wollte im Jahr 730 alle Ikonen des Byzantinischen Reiches zerstören, um den christlichen Kult »zu reinigen«. Auch nach ihm hat dasselbe Fieber die Christenheit immer wieder einmal überfallen, jeweils begleitet von aufgeheizten Debatten. Denn das Hauptmotiv der hartnäckigen Verteidiger der Bilder blieb immer gleich: Christen haben ein Urbild Gottes, sagen sie. In Jesus Christus habe Gott sein Gesicht gezeigt. Darum dürfen Christen Gott abbilden. An ihrem Anfang steht also keine neue Schrift, sondern ein Bild. Bis die Evangelien geschrieben waren, besaß die junge Kirche nur die jüdische Bibel. Das Christentum wurde aber auch dadurch zu keiner Buchreligion. Äthiopiens Christen etwa konnten sich bis ins 9. Jahrhundert nur von Ikonen und Erzählungen entwickeln, vollkommen ohne Schrift.

Diese Urerfahrung von einem Gott, der sich gezeigt hat, wurde sehr früh schon begleitet von Nachrichten eines geheimnisvollen Urbilds, das im Innern der Christenheit von Generation zu Generation weitergereicht wurde. Zuerst taucht i

Im Raum von Edessa in Ostanatolien im 6. Jahrhundert ein solches »Bild König Abgars« mit »vier Falten« in frühen Texten auf. Eingemauert in einem Stadttor, soll es da viele Stürme überstanden haben. Später ist es lange in Konstantinopel bezeugt, wo es Vorbild wurde für das große Christusmosaik in der Kuppel der Hagia Sophia. Im 8. Jahrhundert verschwindet das Bild dann aus allen byzantinischen Quellen, während zur gleichen Zeit ein ähnlich rätselhaftes Porträt auf einem zarten Schleier plötzlich in Rom erscheint, wo es bald nur noch »Schweiß Tuch der Veronika« genannt wird. In den Grotten unter dem Petersdom finden sich fünf Fresken, die jenes »Ziborium« bis heute festhalten, das Papst Johannes VII. im Jahr 705 für dieses »allerheiligste Schweiß Tuch« errichten ließ. Der säulenverzierte Altar war der wichtigste Reliquien schrein der alten Basilika.

Als im Jahr 1506 mit dem Neubau des heutigen Doms begonnen wurde, schuf Donato Bramante gleich über dem Grundstein eine neue Schatzkammer für die Kronreliquie. Der erste der vier hohen Pfeiler, auf denen die Peterskuppel ruht, wurde damals als Hochsicherheitstresor für diesen feinen Schleier ausgebaut. Hier sollte er hinein, als der alte Schrein im Jahr 1508 abgerissen wurde. Und hier verschwand die Urkone noch einmal im 17. Jahrhundert – obwohl seit damals noch immer einmal pro Jahr für wenige Sekunden eine »Veronika-Reliquie« auf der Loggia des Pfeilers gezeigt wird, auf dem jedoch mit bloßem Auge absolut nichts zu erkennen ist.

Aus der Welt verschwunden ist die Mutterkone Christi aber wohl dennoch nicht. Eine ganze Reihe von Indizien sprechen inzwischen überwältigend dafür, daß das »Heilige Gesicht« von Manoppello, das der Papst im Mai besuchen will, identisch ist mit dem alten »Schweiß Tuch der Veronika« und dem noch älteren »Abgar-Bild«. Es vereint in sich Qualitäten von Fotos, Hologrammen, Gemälden, Zeichnungen mit rätselhaften Unmöglichkeiten und Ungenauigkeiten. Der Stoff, auf dem es ruht, hat feinere Qualitäten als Nylon. Vor allem aber gleicht das Antlitz Christi keinem zweiten Kunstwerk. Die Schattierungen des Porträts sind delikater, als Leonardo da Vinci sie mit seiner Sfumatura zu zaubern verstand. In manchem erinnert das Bild an eine Fotografie, doch in der Iris ist die rechte Pupille leicht nach oben verschoben, wie es in keinem Foto möglich ist. Genausowenig kann das Bild eine Hologramm sein, der es trotzdem gleicht, wenn Licht von hinten den Schleier bescheint. Vier deutliche Falten durchziehen das Tüchlein, als wäre es lange Zeit einmal längs und zweimal waagrecht gefaltet gewesen. Die Farben schimmern changierend zwischen Umbra, Siena, Silber, Schiefer, Kupfer, Bronze oder Gold, doch in der Art von Schmetterlingsflügeln; denn unter dem Mikroskop wurden keine Farbspuren in dem Gewebe entdeckt – und im Gegenlicht wird es transparent wie klares Glas, dann verschwinden auch die Falten vollkommen. Die letzten Phänomene lassen sich sonst nur bei Muschelseide beobachten, dem kostbarsten Gewebe der Antike. Der Unterschied zu gewöhnlicher Seide läßt sich

hier aber mit bloßem Auge erkennen. Denn links und rechts oben fehlen dem Bild zwei Ecken, die irgendwann durch Flicker aus feinsten Seide ersetzt wurden. Gegen Licht wirken diese Flicker grau, der Schleier hingegen durchsichtig, wie nur Muschelseide durchsichtig sein kann.

In Manoppello wird das Bild natürlich hoch verehrt. Hier genügt den Menschen für Jahrhunderte die Legende, daß »ein Engel« das Bild im Jahre 1506 dorthin gebracht habe, bis vor einigen Jahren Schwester Blandina Schlömer und Pater Heinrich Pfeiffer, eine deutsche Trappistin und ein deutscher Jesuit, zu fragen begannen, woher dieser Engel denn wohl kam. Zunächst aus Rom, das scheint inzwischen gewiß.

Woher es aber wirklich kommt, bevor es hier die Stürme der letzten Jahrhunderte überlebte, wird auch der deutsche Papst nicht einfach beantworten können. Hier wird er zuerst vor der Frage auf die Knie gehen. Das Gesicht hat eine eigentümliche Spiegelwirkung. Es ist fremd und nah zugleich. Am allermeisten gleicht es jedoch dem Antlitz des Mannes, der einmal in dem Turiner Grabtuch gelegen hat. Es ist genauso majestätisch und ebenso rätselhaft wie das Leintuch aus Turin – jenem zweiten, doch viel, viel größeren Textil, von dem es seit frühester Zeit auch heißt, es sei »nicht von Menschenhand gemacht«. Unter allen Materialien gibt es aber kaum zwei Stoffe, die sich weniger vergleichen lassen als diese beiden Gewebe: Leinen, das eine, Muschelseide das andere, von völlig unterschiedlicher Dichte, Dicke, Struktur und Webart. Beide lassen sich verschieden verziehen. Ungenauigkeit und höchst problematische Meßbarkeit sind diesen Materialien quasi eingewebt.

Um so erstaunlicher ist deshalb, wie außerordentlich hoch die Übereinstimmung zwischen beiden Abbildern dennoch auf den ungleichen Tüchern ist. Alle bisher möglichen Messungen lassen auf ein und denselben Abgebildeten schließen. Beide Tücher bilden eine einzige identische Figur ab, beide als Urbilder und beide vollkommen verschieden. Alles andere sind Kopien. Wenn ein einziges Gewebe auf der Welt also für sich beanspruchen kann, als »zweites Grabtuch« zu gelten, dann dieses »Heilige Gesicht« aus Manoppello, vor dem der 266. Nachfolger des Apostels Petrus bald knien wird. Petrus sah in Jerusalem als erster im leeren Grab »die Leinenbinden und das Schweißstuch« liegen, wie der Evangelist Johannes schreibt. Erst nach ihm ging Johannes selbst hinein und »sah und glaubte«.

Was sah er denn, daß er so schnell glaubte? Und was wird Benedikt XVI. nun sehen? Er weiß, daß schon im 6. Jahrhundert byzantinische Heerführer ein geheimnisvolles Christusbild als Siegesbanner in ihren Kriegen und Schlachten gegen die Perser mit sich führten – so wie das alte Israel die Bundeslade in seinen Feldzügen gegen die Philister mit sich führte. Auch die Bundeslade war schon verlorengegangen und auf abenteuerliche Weise wiedergefunden wor-

den, bis sie schließlich endgültig verschollen ging: das »Allerheiligste« Israels mit den göttlichen Geboten vom Berg Sinai. Muß das Wiederauftauchen des göttlichen Gesichts den Papst da nicht noch mehr beflügeln als eine letzte Wiederentdeckung der Bundeslade? Heute kann und darf die Christenheit keinen Krieg mehr führen, weder gegen die Perser noch die Philister. Gewaltige Kämpfe stehen aber dennoch an, die Benedikt XVI. am Tag seiner Wahl schon aufgenommen hat. Da wird die Christenheit ihr altes Siegesbanner wieder gut brauchen können; das göttliche Urmeter der menschlichen Person, das Dante mitten im Licht der Liebe erblickte, die »die Sonne und Sterne bewegt«.

Paul Badde ist Autor des Buches »Das Muschelseidentuch«, das im März unter dem Titel »Das Göttliche Gesicht« neu bei Pattloch erscheinen wird.

Quelle: DIE WELT
Paul Badde

Bericht über den Kongreß »Der Volto Santo von Manoppello und die Ikonographie des Christusbildes«

Zum ersten Mal ergab sich eine Annäherung der Vertreter der historischen Wissenschaften an ein bisher immer aus dem Gesichtskreis ausgeschlossenes Objekt, nämlich den Schleier von Manoppello. Es waren namhafte Vertreter dieser Gruppe gekommen, die Kunsthistoriker Alessandro Tomei und Fobelli von der Universität Chieti, Maria Andalaro, die Vertreterin dieses Faches an der Universität von Viterbo, Gerhard Wolf, der Leiter des deutschen Kunsthistorischen Institutes in Florenz, Agostino Paravicini Bagliani, der Mediävist der Universität von Lausanne, und einige namhafte Sindonologen, Gino Zaninotto und Roberto Falcinelli. Unser geborenes Mitglied, Schwester Blandina Paschalis Schlömer, gab einen Vortrag, und ich hielt die Einführung und hatte am zweiten Tag die Referenten einzuführen und die Diskussion zu leiten. Von der Vatikan-Bibliothek war Giovanni Morello gekommen. Dazu sprach auch noch Giovanni Cati, der erste Photograph des Bildes und der Journalist Saverio Gaeta, der im letzten Jahr gleich zwei Bücher über das Schleierbild von Manoppello verfaßt hatte.

Die Palette war reich: Erörterungen zu der römischen »Veronika«, zu dem »Volto Santo« in der Sancta Sanctorum Kapelle des Laterans, zum Mandylion von Edessa, und überhaupt zu den »nicht von Menschenhand gemachten« Bildern, die aus der Geschichte bekannt sind. Nur wenige sprachen direkt über de

n Schleier von Manoppello. Zu ihnen gehörten vor allem die Persönlichkeiten, die zu Anfang des Kongresses gesprochen und ihm ein besonderes Gewicht verliehen haben, seine Eminenz Kardinal Fiorenzo Angelini vom Institut zur Erforschung des heiligen Antlitzes und zur Verbreitung seiner Devotion und der Erzbischof der Stadt Chieti, der bekannte Theologe Bruno Forte.

Die Annäherung zwischen wissenschaftlicher Methode und ihrer strengen Kritik an ein Objekt, das bisher den Kollegen der historischen und vor allem kunsthistorischen Lehrdisziplinen fremd geblieben war, erwies sich als ein schwieriges Unterfangen. Auf's Ganze gesehen darf aber gesagt werden, daß der Kongreß gelungen ist. Aber, wie gesagt, Sindonologen und einfache Laien, ohne wissenschaftlich durch Vorarbeiten ausgewiesen zu sein, hatten einen schweren Stand. Aber es ist gelungen, am Schluß alle beim Besuch der Originalreliquie, die P. Carmine, der Guardian des Heiligtums, zu diesem Zweck aus dem Glastresor herausgeholt und auf den Altar gestellt hatte, von der Notwendigkeit ihrer Erforschung zu überzeugen. Einige von ihnen waren sichtbar beeindruckt von dem Antlitz und von der Feinheit des Tuches.

Wenn ich auch noch ein paar persönliche Eindrücke einflechten darf, war für mich eine harte Diskussion immer wieder abzuschwächen. Natürlich waren wir beide, Schwester Blandina Paschalis Schlömer und ich, immer wieder die Zielscheibe mehr oder weniger versteckter Angriffe. Wir haben beide nicht mit Worten auf sie reagiert. Die Methode des Übereinanderlegens von Photos fand nicht das Wohlgefallen des einen oder anderen Kunsthistorikers, und überhaupt sei noch gar nichts Wissenschaftliches über Manoppello geschrieben worden. Ich habe mich gehütet, mich persönlich zu verteidigen, aber am Schluß konnte ich jedem, der einen solchen Einwurf gemacht hatte, mein Buch »Il Volto Santo di Manoppello« als Geschenk überreichen.

Am ersten Tag, am 10. Februar 2006, hatten zwei Professoren von der Universität Chieti die Leitung, am letzten Morgen fiel mir diese Rolle zu. So konnte ich mit einigen Kurzkomentaren mit Lob für die Referenten dieses Morgens immer wieder einige Antworten auf die Angriffe des Vortages einflechten, und so dem ganzen Kongreß ein mehr einheitliches Gesicht geben. Die Beiträge des Vortages von Vertretern der Wissenschaft hatten ja in der Tat nichts Neues gebracht, weder zur Veronika noch zu dem Volto Santo des Lateran, schon gar nicht zum Schleier von Manoppello. Der einzige, der etwas noch nicht Bekanntes beigesteuert hat, der Photograph Cati, der seine ersten Infrarotaufnahmen, die er schon 1978 gemacht hatte, präsentiert hat, wurde von den Historikern mit dem Argument, daß die Technik sich inzwischen entwickelt habe, auf unschöne Weise angegriffen. Ich habe dann mehr Geduld mit den Nichtwissenschaftlern angemahnt.

Sehr schön war am zweiten Vortagsmorgen der Beitrag von Maria Luisa

Fobelli, einer jungen Dozentin der Universität Chieti, über die Änderungen und geschickten Zusammenstellungen der so geschnittenen Marmorplatten in der Sofienkirche in Konstantinopel. Solche sich aus der Natur ergebenden, nur für das menschliche Auge und menschliche Imagination lesbaren Bilder, wurden auch als »nicht mit Menschenhand gemachte« bezeichnet. Von dort aus ist der Weg zu den eigentlichen »Acheiropoietos-Reliquien« und deren näheren Definition als naturgegebene Bilder auf Stoffen menschlicher Arbeit und Kultur nicht mehr weit.

Den besten Vortrag hat der Journalist Gaeta gehalten. Er machte deutlich, daß der Kommandant der kaiserlichen Truppen, die im Jahre 1528 die Engelsburg innehatten, nachdem der Papst Clemens VII. mit Einverständnis von Karl V. von dort weggegangen war, die Reliquie an sich genommen haben könnte. Er, Ferdinando de Alarcon, war 1526 für seine Verdienste für Spanien mit der Valle Siciliana in den Abruzzen belehnt worden. Er könnte es gewesen sein, der die römische Veronika an sich genommen und in die Abruzzen verbracht hat. Es ist also doch wahrscheinlich, daß der Schleier der Veronika schon während des Sacco di Roma abhanden gekommen und schon damals durch eine Kopie im Vatikan ersetzt worden ist.

Am Nachmittag des 11. Februar waren die Kongreßteilnehmer dann in das Heiligtum von Manoppello gekommen. P. Carmine, der Guardian, hatte die Monstranz mit dem Volto Santo auf den Hochaltar gestellt, und Roberto Falcinelli hatte ein tragbares Mikroskop mitgebracht. Alle konnten sich so aus nächstem Abstand von der wunderbaren Art des Gewebes überzeugen. Jeder, besonders Professor Gerhard Wolf, war sichtlich beeindruckt. Was nun aus dem Ganzen werden wird, ist abzuwarten. Der Stein ist ins Rollen gebracht.

P. Heinrich Pfeiffer SJ

Gebet zum Heiligen Antlitz

O Jesus, Du wurdest in Deinem grausamen Leiden »der Leute Spott und der Mann der Schmerzen«, ich verehere Dein göttliches Angesicht, auf dem die Schönheit und die Milde der Gottheit erglänzen und das jetzt für mich das Angesicht eines »Aussätzigen« geworden ist. Unter diesen entstellten Zügen jedoch erkenne ich Deine unendliche Liebe, und ich brenne vor Verlangen, Dich zu lieben und dazu beizutragen, daß Du von allen Menschen geliebt wirst, O Jesus, ich flehe zu Dir: drücke Dein göttliches Bild in mein Herz ein und entflamme mich mit Deiner Liebe, damit ich mich schnell verzehre und schon bald da hin gelange, Dein glorreiches Angesicht im Himmel zu schauen. Amen.
Hochheiliges Antlitz, mit Blut überronnen, Du hast mein Herz in Liebe gewonnen.

Hl. Therese von Lisieux, †1897, Ordensfrau

Weitere Gebete zum Heiligen Antlitz

O anbetungswürdiges Antlitz meines Herrn Jesus, das sich am Tage des Todes am Stamm des Kreuzes voll Barmherzigkeit zum Heil der Welt neigte; neige dich aus Mitleid auch heute zu uns armen Sündern! Laß einen Blick deiner Liebe auf uns fallen und schenke uns den Frieden. Amen.

Allmächtiger und ewiger Vater, da es unserem göttlichen Erlöser gefallen hat, der Menschheit von heute die Kraft zu enthüllen, die in seinem heiligsten Antlitz liegt, machen wir von diesem Schatz in unserer großen Not Gebrauch. Da unser Retter selbst versprach, daß wir, indem wir die sein heiligstes, von der Passion entstelltes Antlitz aufopfern, die Klärung all unserer häuslichen Angelegenheiten herbeiführen können und es nichts gibt, das uns verweigert werden wird, kommen wir nun vor deinen Thron.

Ewiger Vater, wende ab deinen zornigen Blick von unserem schuldbeladenen Volk, dessen Gesicht unansehnlich wurde in deinen Augen. Schau stattdessen in das Antlitz deines geliebten Sohnes, denn dies ist das Antlitz, das dich so sehr erfreut.

Wir opfern dir nun auf sein heiligstes Antlitz, bedeckt mit Blut, Schweiß, Staub und Speichel, als Sühne für die schlimmsten Sünden unserer Zeit, welche das sind: Atheismus, Gotteslästerung und die Entweihung deiner Festtage.

Wir hoffen, auf diese Weise deinen Zorn zu besänftigen, der sich zu Recht gegen uns erhoben hat. Der allerbarmende Anwalt öffne seinen Mund, um unsere Sache zu verteidigen. O höre doch auf seine Schreie, sieh seine Tränen, o Gott, und durch die Verdienste seines heiligsten Antlitzes höre auf ihn, wenn er eintritt für uns arme, elende Sünder. Amen.

aus: Leo Dupont, Der Heilige Mann von Tours. Der Herold der Antlitz-Jesu-Verehrung. Sein Leben und seine Mission. Gotthard Media, CH 6410 Goldau

Buchbesprechung

Hans Belting: Das echte Bild. Bildfragen als Glaubensfragen. Verlag C.H. Beck, München 2005. 240 Seiten mit 85 Abbildungen, davon 29 in Farbe. Leinen Euro 29,90. ISBN 3 406 53460 0

Der Verfasser, emeritierter Professor für Kunstwissenschaft und Medientheorie an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe, führt mit diesem Buch sein zum Klassiker gewordenes Werk »Bild und Kult« (2004) fort. Es geht ihm um Geschichte und Wirkung des Bildes in der europäischen Geistesgeschichte, die sich im Christentum, das heißt hier: in der Darstellung des Bildes Christi verdichtet. Die Menschen sind auf einer existentiellen Suche nach dem »echten Bild«, das der dargestellten Wirklichkeit und hier wiederum der menschlichen Gestalt bzw. dem Antlitz Jesu entspricht. Es ist im Rahmen dieser Kurz-

rezension nicht möglich, der Gedankenfülle und dem Bilderreichtum in der Darstellung Jesu Christi vom 4. Jahrhundert bis zum modernen Filmgeschehen nachzugehen. Dagegen sei kurz eingegangen auf das Phänomen der »nicht von Menschenhand gemachten« Bilder Christi, bei denen das Antlitz des Turiner Grabtuches im Mittelpunkt steht. Belting konzentriert sich auf die Ikonographie, läßt also die Frage nach der Echtheit offen. Ja, er referiert den Radiokarbondatentest von 1988, erwähnt aber auch, daß dieser von der Wissenschaft angefochten worden sei. Ausführlich kommen spätantike, frühchristliche und mittelalterliche Christusbilder in Bild und Wort zur Darstellung. Leider vermißt der Rezensent die Erwähnung und Beurteilung des Schleiers von Manoppello, über den vor allem P. Heinrich Pfeiffer SJ, seinerseits Professor für christliche Kunstgeschichte an der Päpstlichen Universität Gregoriana, längst geforscht und geschrieben hat.

Das vorliegende Werk empfiehlt sich für denjenigen Leser, der bereit ist, sich auf die wissenschaftlichen Theorien und Thesen des Verfassers einzulassen. Obwohl Belting keineswegs ein feines Gespür für den christlichen Glauben abgesprochen werden kann, scheint es dem Rezensenten an einer tieferen theologisch-dogmatischen Auseinandersetzung zu mangeln, die den Verfasser dahin führen würde, sich der spezifischen Glaubensaussage des christlichen Bildes – eben des Gottmenschen Jesus Christus – zu stellen. So bietet sich das Werk als eine – freilich meisterhafte – ikonographische Hinführung zu einer Theologie des Bildes an, die auch dem Freunde des Turiner Grabtuches und des Schleiers von Manoppello eine breitere Grundlage seines Wissens und Glaubens zu geben vermag.

Johannes Stöber

Aus der Ansprache des Heiligen Vaters, Papst Benedikt XVI., während der Generalaudienz vom 15. März 2006

Mein verehrter Vorgänger, Johannes Paul II., hat der Kirche zu Beginn des dritten Jahrtausends empfohlen, das Antlitz Christi zu betrachten (vgl. *Novo millennio ineunte*, 16 ff.). Diese Richtung beibehaltend, möchte ich in der heute beginnenden Katechese zeigen, wie sich gerade das Licht dieses Antlitzes im Antlitz der Kirche widerspiegelt (vgl. *Lumen gentium*, 1), trotz der Begrenztheiten und der Schatten unserer schwachen und sündigen Menschheit
.....

Nachrichten

- Herr Ulrich Knop, Vorsitzender des Vorstandes des Kreises der Freunde des wahren Antlitzes Jesu Christi - Penuel e.V., ist wegen einer Erkrankung auf längere Zeit daran gehindert, den Vorsitz zu führen. Seine Aufgaben bis zur Neuwahl des Vorstandes in der Mitgliederversammlung am 10. Oktober 2006 in Kloster Langwaden hat der Schriftführer des Freundeskreises, Johannes Stöber, Wiener Weg 4, 50858 Köln, übernommen. Wir wünschen Herrn Knop eine rasche und durchgreifende Besserung seiner Gesundheit.

- Studiendirektor a.D. Gerhard Heller, Burglengenfeld, neues Mitglied des Freundeskreises, legt der Redaktion die Photokopie einer als Manuskript gedruckten, von Karl Heinz Bungert zusammengestellten Druckschrift unter dem Titel »Das heilige Antlitz Jesu im Schweißstuch von Manoppello« vor. Die Schrift – leider ohne Jahresangabe – legt Zeugnis davon ab, daß der Schleier von Manoppello auch schon vor dem Wirken von Schwester Blandina Pchalis Schlömer und P. Prof. Dr. Heinrich Pfeiffer verehrt und in Deutschland bekannt geworden ist.

- Wie der Presse zu entnehmen ist, will Papst Benedikt XVI. Manoppello im Mai 2006 besuchen. Die Form des Besuches – etwa ein Besuch incognito – steht bei Redaktionsschluß dieser Nummer der »veronica« noch nicht fest. Die Redaktion ist bestrebt, über den Besuch des Papstes in Nr. 2/2006 der »veronica« zu berichten.

Die Mitgliederversammlung 2006 des Kreises der Freunde des wahren Antlitzes Jesu Christi findet statt am Dienstag, dem 10. Oktober 2006, 10 Uhr, im Kloster Langwaden bei Grevenbroich/Rheinland. Sie ist eingebettet in die Jahresexerzitien vom 9. bis 14. Oktober. Zu beiden Veranstaltungen ergeht rechtzeitig eine gesonderte Einladung.

- Frau Dorothea Link, Bahnhofstr. 16, 56850 Enkirch, Tel. 06541-1627, plant und organisiert eine Wallfahrt nach Manoppello, und zwar vom 30. August bis zum 6. September 2006. Die Flugkosten werden etwa 100.– Euro betragen, die Übernachtung im Pilgerheim zu Manoppello im Einzelzimmer pro Nacht 22.– Euro. Interessanten sind gebeten, sich bei Frau Link zu melden.

Beilagenhinweis

Dieser Nummer 1/2006 der »veronica« liegen bei:

- PUR spezial, Heft 4/2005 »Das göttliche Tuch«
- Bestell-Liste für die Materialien des Kreises der Freunde des wahren Antlitzes Jesu Christi
- Doppelkarte zum Schleier von Manoppello

